



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

STUART TURTON

**DIE
SIEBEN
TODE
DER
EVELYN
HARDCASTLE**

KRIMINALROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON DOROTHEE MERKEL

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Seven Deaths of Evelyn Hardcastle«

© 2018 Raven Books, an imprint of Bloomsbury Publishing Plc, London

Für die deutsche Ausgabe

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: © Zero-Media.net, München, unter Verwendung der Daten des

Originalverlags, Illustration: © Emily Faccini

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50421-7

Für meine Eltern, die mir alles gegeben und nichts verlangt haben. Für meine Schwester, meine erste und strengste Leserin, angefangen bei den Hummel-Geschichten bis hin zum heutigen Tag. Und für meine Frau, deren liebevoller Unterstützung – und Ermahnungen, ab und zu auch einmal den Blick von meiner Tastatur loszureißen – es zu verdanken ist, dass aus diesem Buch so viel mehr geworden ist, als ich es jemals für möglich gehalten hätte.

Hiermit sind Sie herzlich nach Blackheath House zum

MASKENBALL

eingeladen.

Gastgeber ist die Familie Hardcastle

Lord Peter Hardcastle & Lady Helena Hardcastle

mit

ihrem Sohn, Michael Hardcastle

sowie ihrer Tochter, Evelyn Hardcastle

– Einige namhafte Gäste –

*Edward Dance, Christopher Pettigrew & Philip Sutcliffe,
die Anwälte der Familie*

*Grace Davies & ihr Bruder, Donald Davies,
Angehörige der feinen Gesellschaft*

*Fregattenkapitän Clifford Herrington, Offizier
der britischen Marine im Ruhestand*

Millicent Derby & ihr Sohn, Angehörige der feinen Gesellschaft

Daniel Coleridge, professioneller Glücksspieler

Lord Cecil Ravencourt, Bankier

Jim Rashton, Polizeibeamter

Dr. Richard (Dickie) Acker

Dr. Sebastian Bell

Ted Stanwin

– Die wichtigsten Angehörigen des Dienstpersonals –

Der Butler, Roger Collins

Die Köchin, Mrs. Drudge

Das oberste Hausmädchen, Lucy Harper

Der Stallmeister, Alf Miller

Ein vorübergehend im Haus residierender Künstler, Gregory Gold

Lord Ravencourts Kammerdiener, Charles Cunningham

Evelyn Hardcastles Kammerzofe, Madeline Aubert

*Wir bitten alle Gäste freundlicherweise davon abzusehen,
Thomas Hardcastle und Charlie Carver zu erwähnen, da die tra-
gischen Ereignisse, die mit diesen Personen in Verbindung stehen,
bei der Familie bis zum heutigen Tage große Trauer auslösen.*

DER ERSTE TAG

1.

Zwischen einem Schritt und dem nächsten vergesse ich alles.

»Anna!«, rufe ich und klappe dann überrascht den Mund zu.

In meinem Kopf herrscht völlige Leere. Ich weiß nicht, wer Anna ist oder warum ich ihren Namen rufe. Ich weiß nicht einmal, wie ich hierhergekommen bin. Ich stehe in einem Wald und halte mir schützend die Hand über die Augen, um den Nieselregen abzuwehren. Mein Herz klopft wie wild, ich verströme einen penetranten Geruch nach Schweiß, und mir zittern die Beine. Ich muss gerannt sein, aber ich kann mich nicht erinnern, warum.

»Wie bin ich ...« Der Anblick meiner eigenen Hände lässt mich verstummen. Sie sind knochig und hager. Hässlich. Die Hände eines Fremden. Ich erkenne sie nicht wieder.

Ich spüre, wie mich ein erster Anflug von Panik überkommt, und versuche, mir irgendetwas über mich selbst in Erinnerung zu rufen, ein Familienmitglied, meine Adresse, mein Alter, ganz gleich was, aber es will sich nicht das Geringste einstellen. Ich weiß nicht einmal meinen Namen. Sämtliche Erinnerungen, die ich noch wenige Sekunden zuvor gehabt haben muss, sind ausgelöscht.

Meine Kehle schnürt sich zusammen, und meine Atemzüge werden immer lauter und hastiger. Der Wald dreht sich, schwarze Punkte verdüstern mein Blickfeld.

Bleib ruhig!

»Ich kann nicht atmen«, keuche ich. Das Blut tost in meinen Ohren. Ich sinke zu Boden und kralle die Finger in die Erde.

Du kannst atmen, du musst dich nur wieder beruhigen.

Der kalte, gebieterische Klang dieser inneren Stimme hat etwas Tröstliches.

Schließ die Augen und lausche den Geräuschen des Waldes. Sammle dich.

Ich gehorche der Stimme und schließe die Augen so fest wie möglich, aber das Einzige, was ich hören kann, ist mein eigenes panisches Keuchen. Für eine halbe Ewigkeit erstickt es jedes übrige Geräusch. Doch langsam, unendlich langsam gelingt es mir, eine kleine Kerbe in meine Angst zu schlagen, sodass auch andere Laute zu mir durchdringen können. Regentropfen, die auf die Blätter herabrieseln. Äste, die über meinem Kopf rascheln. Ein plätschernder Bach ein Stück weit zu meiner Rechten. Ein paar Krähen, die aus den Bäumen aufflattern und die Luft mit ihren Flügelschlägen zersplittern. Etwas huscht durch das Unterholz. Das dumpfe Trommeln von Kaninchenpfoten, so nah, dass ich das Tier berühren könnte. Ich nehme diese neuen Erinnerungen und verknüpfe sie Stück für Stück miteinander, bis ich schließlich über eine Vergangenheit verfüge, die ganze fünf Minuten währt und in deren schützenden Mantel ich mich einhüllen kann. Es genügt, um meine Panik zu besiegen, jedenfalls für den Augenblick.

Unbeholfen rappele ich mich auf und stelle dann überrascht fest, wie groß ich bin und wie weit ich vom Erdboden entfernt zu sein scheine. Noch ein wenig schwankend wische ich mir die feuchten Blätter von der Hose und bemerke dabei zum ersten Mal, dass ich einen Smoking trage. Das weiße Hemd ist mit Schlamm und Rotwein besudelt. Ich muss auf einem Fest gewesen sein. Meine Taschen sind leer, und ich trage keinen Mantel, also kann ich mich nicht besonders weit von diesem Fest entfernt haben. Das beruhigt mich ein wenig.

Den Lichtverhältnissen nach zu urteilen muss es früh am Morgen sein. Das bedeutet wohl, dass ich die ganze Nacht hier draußen verbracht habe. Man wird sich kaum so schick anziehen, wenn man nur einen ruhigen Abend allein verbringen möchte, was wiederum bedeutet, dass meine Abwesenheit in der Zwischenzeit irgendjeman-

dem aufgefallen sein dürfte. Bestimmt gibt es jenseits dieses Waldes ein Haus, dessen Bewohner gerade aufwachen, alarmiert mein Fehlen bemerken und Suchtrupps losschicken, um mich aufzuspüren. Ich lasse den Blick durch den Wald schweifen und glaube schon fast, jeden Moment meine Freunde zwischen dem dichten Laub der Bäume auftauchen zu sehen. Sie werden mir auf die Schulter klopfen, mich ein wenig necken und dann zurück nach Hause begleiten. Aber irgendwelchen Tagträumen nachzuhängen wird mich nicht aus diesem Wald befreien. Ich kann nicht einfach hier ausharren und auf Rettung hoffen, denn ich zittere am ganzen Körper vor Kälte und mir klappern die Zähne. Ich muss ausschreiten, mich bewegen, und sei es auch nur, um mich warm zu halten. Doch ich sehe nichts als Bäume, ganz gleich, wohin ich schaue. Ich kann also unmöglich wissen, ob ich mich in die richtige Richtung bewege, ob ich der Hilfe entgegeneile oder mich von ihr entferne.

Ratlos kehre ich zu dem letzten Gedanken zurück, der mein vorheriges Ich beschäftigt hat.

»Anna!«

Wer auch immer diese Person sein mag, sie ist ganz offenbar der Grund dafür, dass ich mich hier draußen befinde. Aber es will mir nicht gelingen, mir ihr Bild vor Augen zu führen. Vielleicht ist sie ja meine Frau oder meine Tochter? Keines von beidem fühlt sich richtig an. Und doch übt der Name einen gewissen Sog auf mich aus. Ich kann spüren, wie er meine Gedanken in eine ganz bestimmte Richtung lenken will.

»Anna!«, rufe ich, mehr aus Verzweiflung denn aus Hoffnung.

»Hilfe!«, schreit eine Frau zurück.

Ich drehe mich so schnell um die eigene Achse, dass mir schwindlig wird, und suche nach der Stimme. Dann erhasche ich einen flüchtigen Blick auf eine Frau in einem schwarzen Kleid, weit entfernt zwischen den Bäumen. Sie rennt um ihr Leben. Sekunden später entdecke ich ihren Verfolger, der mit lautem Krachen durch das Unterholz bricht.

»Sie da, bleiben Sie stehen!«, brülle ich, aber meine Stimme ist zu schwach und kraftlos und wird von den beiden durch den Wald hastenden Menschen niedergetrampelt.

Starr vor Schreck bleibe ich stehen, der Mann und die Frau sind schon fast außer Sichtweite, als ich endlich die Verfolgung aufnehme. Ich fliege geradezu über den Boden, in einem Tempo, das ich meinem schmerzgeplagten Körper niemals zugetraut hätte. Aber ganz gleich, wie schnell ich laufe – die beiden anderen bleiben mir immer ein Stück voraus.

Der Schweiß rinnt mir die Stirn herab, und meine ohnehin geschwächten Beine werden immer schwerer, bis sie schließlich unter mir nachgeben und ich der Länge nach zu Boden stürze. Ich stolpere durch die Blätter und raffe mich im selben Moment auf, in dem die Frau schreit. Der spitze, von einer fürchterlichen Angst erfüllte Laut hallt durch den Wald, bis ein Pistolenschuss ihn zum Verstummen bringt.

»Anna!«, rufe ich verzweifelt. »Anna!«

Die einzige Antwort, die ich bekomme, ist das rasch verklingende Echo des Pistolenknalls.

Dreißig Sekunden. So lange habe ich gezögert, als ich sie zum ersten Mal sah und so weit war ich von ihr entfernt, als sie ermordet wurde. Dreißig Sekunden der Unentschlossenheit. Dreißig Sekunden, in deren Verlauf ich jemanden erbarmungslos seinem Schicksal überließ.

Ich hebe einen dicken Ast auf, den ich neben meinen Füßen entdecke, und lasse ihn versuchsweise durch die Luft sausen. Sein Gewicht und die raue Beschaffenheit seiner Rinde haben etwas Beruhigendes. Gegen eine Pistole wird er mir zwar nicht besonders viel nützen, aber es ist immer noch besser, als mich hilflos mit leeren Händen durch diesen Wald zu tasten. Ich bin von dem schnellen Lauf immer noch außer Atem, aber mein Schuldgefühl drängt mich in die Richtung, aus der ich Anna habe schreien hören. Vorsichtig, aus Angst, zu viel Lärm zu machen, biege ich die herabhängenden Äste zur Seite und

suche nach etwas, das ich eigentlich gar nicht zu Gesicht bekommen möchte.

Zu meiner Linken knacken Zweige.

Ich halte den Atem an und lausche mit jeder Faser meines Körpers.

Das Geräusch erklingt erneut. Füße, die Blätter und Zweige zertreten und sich mir in einem Halbkreis von hinten nähern.

Das Blut gefriert mir in den Adern und lässt mich vollkommen bewegungslos erstarren. Ich wage es nicht, einen Blick über meine Schulter zu werfen.

Das Knacken der Zweige kommt näher, bis schließlich unmittelbar in meinem Rücken flache, gepresste Atemzüge zu hören sind. Meine Beine geben unter mir nach, und der Ast fällt mir aus der Hand.

Ich würde ja ein Gebet sprechen, aber mir fallen keine Worte ein.

Ein warmer Atem streift meinen Nacken. Ich rieche Alkohol und Zigaretten, den Gestank eines ungewaschenen Körpers.

»Nach Osten«, krächzt eine Männerstimme, und dann lässt die Person einen schweren Gegenstand in meine Hosentasche gleiten.

Sie zieht sich in meinem Rücken weiter zurück, und ihre Schritte verhallen im Wald. Ich sacke in mich zusammen, presse meine Stirn gegen den Waldboden, atme den Geruch der nassen Blätter und der Fäulnis ein und lasse zu, dass mir die Tränen die Wangen herabströmen.

Meine Erleichterung ist armselig, meine Feigheit erbärmlich. Ich konnte meinem Peiniger nicht einmal in die Augen sehen. Was bin ich nur für ein Mann?

Es dauert fast zehn Minuten, bis meine Furcht so weit abgeklungen ist, dass ich mich wieder bewegen kann, und selbst dann sehe ich mich noch gezwungen, mich an einen der nahestehenden Bäume zu lehnen, um meine Kräfte zu sammeln. Das Geschenk des Mörders schlingert in meiner Tasche hin und her. Ich fürchte mich vor dem, was ich darin finden werde. Dennoch stecke ich meine Hand hinein und ziehe einen silbernen Kompass hervor.

»Oh«, sage ich überrascht.

Das Glas ist gesprungen, die metallene Oberfläche zerkratzt, und auf der Unterseite sind die Initialen SB eingraviert. Ich verstehe nicht, was sie bedeuten, aber die Anweisung des Mörders war klar und deutlich. Ich soll den Kompass benutzen, um nach Osten zu gehen.

Von Schuldgefühlen gepeinigt sehe ich mich im Wald um. Annas Leiche muss hier irgendwo in der Nähe liegen, aber ich habe furchtbare Angst davor, wie der Mörder reagieren könnte, falls ich auf sie stoße. Vielleicht bin ich ja nur deshalb noch am Leben, weil ich mich dem Ort des Geschehens nicht noch weiter genähert habe. Möchte ich wirklich ausloten, wie weit die Grenzen seines Erbarmens reichen?

Gesetzt den Fall, dass es sich hier tatsächlich um Erbarmen handelt.

Eine halbe Ewigkeit lang stehe ich nur da und starre auf die vibrierende Kompassnadel. Es gibt nicht mehr viel, was ich mit Sicherheit weiß, aber bei dieser einen Sache bin ich mir sicher: Mörder kennen kein Erbarmen. Was auch immer das für ein Spiel sein mag, das er hier mit mir spielt, ich kann seinem Rat kein Vertrauen schenken und sollte ihm nicht folgen. Aber wenn ich es nicht tue ... Erneut schaue ich mich suchend im Wald um. In jeder Richtung sieht es vollkommen gleich aus. Endlose Baumreihen unter einem gehässigen Himmel.

Wie schlimm muss man sich verirrt haben, um sich vom Teufel heimleiten zu lassen?

So schlimm wie ich in diesem Augenblick, entscheide ich.

Ich löse mich von dem Baum, an den ich mich gelehnt hatte, und betrachte den Kompass, der in meiner Handfläche liegt. Seine Nadel strebt unermüdlich gen Norden. Also drehe ich mich nach Osten, dem Wind, der Kälte und der gesamten erbarmungslosen Welt entgegen.

Die Hoffnung hat mich im Stich gelassen.

Ich bin ein Mann im Fegefeuer, mit Blindheit geschlagen und in Unkenntnis der Sünden, die mich an diesen Ort getrieben haben.

2.

Der Wind heult. Auch der Regen ist heftiger geworden. Er prasselt so ungestüm durch das Laub der Bäume, dass die Tropfen knöchelhoch vom Boden in die Luft zurückspringen. Ich lasse mich von dem Kompass leiten.

Mitten in der Düsternis entdecke ich plötzlich einen blitzartig auf-flackernden Farbtupfer und wate zu ihm hinüber. Im Näherkommen erkenne ich, dass dort jemand ein rotes Stück Tuch an einen Baum genagelt hat – das Überbleibsel eines längst in Vergessenheit geratenen Kinderspiels, wie ich vermute. Ich schaue mich suchend nach einem weiteren Tuch um und entdecke eines, das nur ein paar Meter entfernt hängt. Dann noch eins und noch eins. Ich stolpere zwischen ihnen entlang und bahne mir so einen Weg durch die Dunkelheit, bis ich schließlich den Waldrand erreiche. Die Bäume weichen zurück und geben den Blick frei auf ein weitläufiges, im georgianischen Stil errichtetes Herrenhaus, dessen rote Backsteinfassade unter wuchern-dem Efeu begraben liegt. Soweit ich erkennen kann, ist das Haus leer und verlassen. Auf der langen Kiesauffahrt, die zur Eingangstür führt, wächst üppig das Unkraut, und die rechteckigen Rasenflächen zu beiden Seiten haben sich in Sumpfland verwandelt, an dessen Rändern verdorrte Blumen stehen.

Ich halte nach einem Lebenszeichen Ausschau und lasse den Blick über die dunklen Fenster wandern, bis ich im ersten Stock einen schwachen Lichtschein entdecke. Eigentlich sollte ich erleichtert sein, aber ich zögere. Ich habe das Gefühl, auf ein schlafendes Monstrum gestoßen zu sein – als wäre jenes ungewisse Licht der Herzschlag einer ebenso riesigen wie gefährlichen Kreatur, die im Augenblick noch vollkommen reglos verharret. Warum sonst sollte mir ein Mörder die-

sen Kompass schenken, wenn nicht zu dem Zweck, mich einem noch viel größeren Unheil auszuliefern?

Doch der Gedanke an Anna lässt mich schließlich einen Schritt vorwärts machen. Sie hat wegen jener dreißig Sekunden der Unentschlossenheit ihr Leben verloren, und nun stehe ich hier und zögere erneut. Ich versuche, meine Angst in den Griff zu bekommen, wische mir das Regenwasser aus den Augen, überquere den Rasen und steige die zerbröckelnden Stufen zur Eingangstür hoch. Dort angekommen, hämmere ich mit kindischer Wut gegen das Holz und schleudere meine letzte Kraft in jeden Hieb. Etwas Furchtbares ist in jenem Wald geschehen, aber der Schuldige kann immer noch seine gerechte Strafe erhalten, wenn ich es nur schaffe, die Bewohner dieses Hauses aufzurütteln.

Doch unglücklicherweise gelingt mir das nicht.

Obwohl ich so lange gegen die Tür schlage, bis ich keine Kraft mehr habe, kommt niemand, um zu öffnen.

Ich beschirme meine Augen mit beiden Händen und presse die Nase gegen eines der hohen Fenster, von denen die Tür umrahmt wird, aber das Buntglas ist mit einer so dicken Schmutzschicht überzogen, dass ich nur schmierige gelbliche Flecken erkennen kann. Ich schlage mit der Handfläche gegen das Fensterglas, trete dann ein paar Schritte zurück und blicke an der Fassade hoch, um nach einem anderen Weg ins Innere Ausschau zu halten. Erst in diesem Moment fällt mir der Klingelzug auf, dessen rostige Kette sich im Efeu verheddert hat. Ich befreie die Kette mit einem Ruck aus den Fängen der Pflanze und ziehe kräftig daran, immer und immer wieder, bis sich hinter den Fenstern endlich etwas regt.

Die Tür wird von einem verschlafenen Kerl geöffnet, dessen Erscheinungsbild so außergewöhnlich ist, dass ich einen Moment lang nur verblüfft dastehe und ihn anstarre. Ihm scheint es jedoch nicht anders zu ergehen. Er ist klein, krumm und verschrumpelt – offenbar aufgrund eines Feuers, das ihm auch die Hälfte seines Gesichts verbrannt hat. Ein viel zu großer Schlafanzug schlottert ihm um die klei-

derbügelähnlichen Glieder, und um seine schiefen Schultern ist ein schmutzig brauner Morgenrock drapiert, dessen Farbe an ein Rattenfell erinnert. Er hat kaum noch Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen, sondern kommt mir vielmehr wie der letzte Angehörige einer urzeitlichen Spezies vor, die in den Irrungen und Wirrungen unserer Evolution verschollen gegangen ist.

»Oh, dem Himmel sei Dank, ich brauche Ihre Hilfe«, sage ich, nachdem ich mich wieder ein wenig gefangen habe.

Er starrt mich mit offenem Mund an.

»Gibt es hier ein Telefon?«, versuche ich es erneut. »Wir müssen die Polizei verständigen!«

Nichts.

»Stehen Sie nicht einfach nur so dumm da, Sie Teufel!«, rufe ich, packe ihn an den Schultern und rüttele ihn. Schließlich dränge ich mich an ihm vorbei in die Eingangshalle. Als ich meinen Blick durch den Raum schweifen lasse, bleibt mir vor Erstaunen der Mund offenstehen. Überall glänzt und funkelt es, und in dem schwarzweiß karierten Marmorboden spiegelt sich ein Kristallkronleuchter, der mit Dutzenden Kerzen geschmückt ist. Zahllose, in kostbare Rahmen gefasste Spiegel hängen an den Wänden, eine breite Freitreppe mit einem prunkvollen Geländer schwingt sich zu einer Galerie empor, und ein schmaler roter Teppich fließt die Treppen herab wie das Blut eines geschlachteten Tieres.

Im hinteren Teil des Raumes knallt eine Tür, und ein halbes Dutzend Diener erscheint aus den Tiefen des Hauses, die Arme vollbeladen mit violetten und rosafarbenen Blumen, deren Duft den vorher noch so penetranten Geruch nach heißem Wachs fast vollständig überlagert. Als sie das Schreckgespenst entdecken, das keuchend an der Tür steht, brechen sämtliche Gespräche abrupt ab. Einer nach dem anderen drehen sie mir ihre Köpfe zu, und die gesamte Eingangshalle scheint die Luft anzuhalten. Es dauert nicht lange, und das einzige Geräusch, das noch zu hören ist, sind die Wassertropfen, die aus meinen durchnässten Kleidern auf den makellos sauberen Boden fallen.

Tropf.

Tropf.

Tropf.

»Sebastian?«

Ein gutaussehender blonder Mann, der in einen Cricket-Pullover und Leinenhosen gekleidet ist, eilt immer zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe herunter. Er ist etwa Anfang fünfzig, wirkt jedoch keineswegs müde oder abgespant. Die Jahre haben ihm vielmehr einen zerzausten, dekadent eleganten Anstrich verliehen. Er hat die Hände in den Hosentaschen vergraben und kommt quer durch die Halle geradewegs auf mich zu. Die Diensthofen weichen zu beiden Seiten zurück und geben eine Schneise für ihn frei. Ich habe den Eindruck, als bemerke er ihre Gegenwart überhaupt nicht – mit einer solchen Intensität ist sein Blick auf mich gerichtet.

»Mein lieber Freund, was ist denn mit dir geschehen, um Himmels willen?«, fragt er und runzelt besorgt die Stirn. »Als ich dich das letzte Mal sah ...«

»Wir müssen sofort die Polizei rufen«, sage ich und packe ihn am Arm. »Anna wurde ermordet.«

Im Raum erhebt sich ein schockiertes Flüstern.

Der blonde Mann schaut mich erneut stirnrunzelnd an und lässt dann seinen Blick kurz zu den Diensthofen hinüberschweifen, die alle einen Schritt nähergekommen sind.

»Anna?«, fragt er mit leiser Stimme.

»Ja, Anna, jemand hat sie verfolgt.«

»Wer denn?«

»Eine schwarzgekleidete Gestalt. Wir müssen die Polizei rufen!«

»Gleich, gleich, lass uns erst in dein Zimmer hinaufgehen«, versucht er mich zu besänftigen, während er mich zur Treppe hinüberdrängt.

Ich weiß nicht, ob es die Hitze ist, die hier im Haus herrscht, oder die Erleichterung, ein freundliches Gesicht zu sehen, aber ich fühle mich einer Ohnmacht nah und muss mich schwer auf das Geländer stützen, um nicht zu stürzen, während wir die Treppe hinaufsteigen.

Am oberen Ende der Stufen empfängt uns eine alte Standuhr, deren Räderwerk vom Rost zerfressen ist und auf deren reglosem Pendel die Sekunden zu Staub zerfallen. Es ist später, als ich gedacht hatte, schon fast halb elf Uhr morgens.

Zu beiden Seiten erstrecken sich Korridore, die in die einander gegenüberliegenden Flügel des Hauses führen. Der Flur im Ostflügel ist jedoch durch einen Samtvorhang versperrt, den jemand hastig mit Nägeln an die Decke geheftet hat. Ein kleines, am Stoff angebrachtes Schild besagt, dass dieser Teil des Hauses gerade renoviert wird.

Voller Ungeduld, mir endlich den Schock von der Seele zu reden, den ich heute früh erlitten habe, versuche ich erneut, das Gespräch auf Anna zu lenken, aber mein Samariter bringt mich mit einem verschwörerischen Kopfschütteln zum Verstummen.

»Diese verdammten Dienstboten werden alles, was du sagst, in weniger als einer halben Minute im gesamten Haus verbreiten«, sagt er so leise, dass seine Stimme fast vom Erdboden verschluckt wird. »Wir warten mit unserer Unterhaltung am besten, bis wir unter vier Augen sind.«

Und schon ist er mir um zwei Schritte voraus. Ich schaffe es kaum, in einer geraden Linie zu laufen, geschweige denn, mit ihm Schritt zu halten.

»Mein lieber Freund, du siehst ja fürchterlich aus«, sagt er, als er mein Zurückbleiben bemerkt.

Er stützt meinen Arm, legt mir die Hand aufs Kreuz, presst seine Finger leicht gegen mein Rückgrat und geleitet mich so den Flur hinab. Trotz der flüchtigen Berührung kann ich seine Dringlichkeit spüren. Zu beiden Seiten des Flurs, den wir entlanggehen, befinden sich Schlafräume, in denen die Zimmermädchen gerade Staub wischen. Die Wände müssen erst vor Kurzem frisch gestrichen worden sein, denn die Farbdämpfe bringen meine Augen zum Tränen. Während wir durch den Flur eilen, erkenne ich immer mehr Anzeichen dafür, mit welcher Hast hier renoviert wurde. Die Bodendielen sind mit Spritzern einer Holzbeize übersät, die farblich nicht zum

Rest passt, und hier und da liegen Teppiche auf dem Boden, um das Geräusch der knarrenden Fugen zu dämpfen. An den Wänden sind Lehnstühle aufgereiht, damit man die tiefen Risse nicht sehen kann, von denen sie durchzogen sind, und überall sind Gemälde und Porzellanvasen verteilt, die den Blick von den abbröckelnden Simslen lenken sollen. Bei dem Grad von Verfall, der hier herrscht, scheinen mir diese Versuche, ihn zu übertünchen, ein müßiges Unterfangen zu sein. Man hat nichts anderes getan, als eine dem Untergang geweihte Ruine mit allem möglichen Tand auszuschmücken.

»Ah! Dies ist dein Schlafzimmer, nicht wahr?«, sagt mein Gefährte und öffnet die Tür zu einem Raum, der nicht weit vom Ende des Flures entfernt liegt.

Ein kalter Luftzug schlägt mir ins Gesicht und weckt ein wenig meine Lebensgeister, aber mein Begleiter geht rasch voran und schließt das Fenster, durch das die Luft in den Raum geströmt ist. Ich folge ihm dicht auf den Fersen und betrete ein freundlich wirkendes Zimmer. In der Mitte steht ein großes Himmelbett, dessen majestätische Pracht nur unwesentlich durch den durchhängenden Baldachin und die verschlissenen Bettvorhänge getrübt wird – auch wenn die darauf aufgestickten Vögel mit der Zeit so fadenscheinig geworden sind, dass sie eher auseinander- als in die Luft zu fliegen scheinen. Die linke Hälfte des Raumes ist durch einen Wandschirm verdeckt, hinter dem man durch die Lücken zwischen den Paneelen eine gusseiserne Badewanne erkennen kann. Ansonsten ist der Raum äußerst karg möbliert. Er enthält nur noch einen Nachttisch und einen großen Kleiderschrank neben dem Fenster. Beide Möbelstücke sind von der Sonne ausgebleichen, und ihr Holz ist an zahlreichen Stellen abgesplittet. Der einzige persönliche Gegenstand, den ich entdecken kann, ist eine King-James-Bibel mit abgewetztem Buchdeckel und zahlreichen Eselsohren, die auf dem Nachttisch liegt.

Während mein Samariter mit dem schwergängigen Fenster kämpft, stelle ich mich neben ihn. Die Aussicht, die sich mir dort bietet, verbannt für einen Moment alle anderen Gedanken aus meinem Kopf.

Wir sind an allen Seiten von dichtem Wald umgeben, dessen grünes Kronendach von keinem einzigen Dorf, keiner einzigen Straße durchbrochen wird. Ohne den Kompass, ohne die Gnade eines Mörders, hätte ich diesen Ort niemals gefunden. Und doch kann ich das Gefühl nicht abschütteln, in eine Falle gelockt worden zu sein. Warum sollte er Anna töten und mich verschonen, wenn nicht, um irgendeinen größeren, weitreichenderen Plan zu verfolgen? Was will dieser Teufel von mir, das er mir nicht auch schon im Wald hätte nehmen können?

Mein Begleiter schlägt das Fenster zu und weist auf einen Sessel, der neben dem sanft flackernden Kaminfeuer steht. Dann reicht er mir ein frisches weißes Handtuch, das er aus dem Schrank genommen hat, setzt sich auf die Bettkante und schlägt ein Bein über das andere.

»Dann erzähl mal ganz von vorn, altes Haus«, sagt er.

»Dazu ist keine Zeit«, entgegne ich und umklammere die Armlehne des Sessels. »Ich werde all deine Fragen zu gegebener Zeit beantworten, aber jetzt müssen wir zuallererst die Polizei rufen und den Wald durchsuchen! Da draußen läuft ein Wahnsinniger frei herum.«

Sein Blick mustert mich, als sei die Wahrheit über das Geschehene in den Falten meiner schmutzigen Kleider zu finden.

»Ich fürchte, wir können niemanden anrufen. Wir haben hier draußen keinen Telefonanschluss«, sagt er und reibt sich das Kinn. »Aber wir können den Wald durchsuchen und dann einen der Dienstboten ins Dorf schicken, falls wir dort fündig werden. Wie viel Zeit brauchst du, um dich umzuziehen? Du wirst uns die Stelle zeigen müssen, wo es passiert ist.«

»Nun ...« Ich ringe die Hände, während ich das Handtuch umklammert halte. »Das ist schwierig, ich hatte die Orientierung verloren.«

»Dann beschreibe eben, wie es sich zugetragen hat«, sagt er und zieht ein Hosenbein hoch, sodass sein Knöchel und eine seiner grauen Socken zum Vorschein kommen. »Wie sah der Mörder aus?«

»Ich habe sein Gesicht nicht gesehen. Er war in einen schweren schwarzen Mantel gekleidet.«

»Und diese Anna?«

»Sie war ebenfalls schwarz gekleidet«, sage ich. Mir steigt die Hitze in die Wangen, als mir bewusst wird, wie spärlich die Informationen sind, die ich zu bieten habe. »Ich ... Nun, ich weiß nichts als ihren Namen.«

»Verzeih mir, Sebastian, aber ich dachte, sie sei eine Freundin von dir.«

»Nein ...« Ich stottere. »Ich meine, ja, vielleicht. Ich kann es nicht mit Gewissheit sagen.«

Mein Samariter beugt sich mit einem verwirrten Lächeln vor und lässt dabei die Hände zwischen den Knien baumeln. »Ich habe da wohl etwas nicht ganz verstanden, fürchte ich. Wie ist es möglich, dass du ihren Namen weißt, aber nicht sicher sein kannst, ob ...«

»Ich habe mein Gedächtnis verloren, verdammt noch mal«, unterbreche ich ihn. Mein Geständnis landet mit einem dumpfen Aufprall zwischen uns auf dem Fußboden, als hätte ich einen Stein fallengelassen. »Ich kann mich nicht mal mehr an meinen eigenen Namen erinnern, geschweige denn an die meiner Freunde.«

Sein Blick füllt sich mit Skepsis. Ich kann es ihm nicht verübeln. Das alles hört sich sogar in meinen eigenen Ohren absurd an.

»Mein Gedächtnisverlust hat jedoch meine Erinnerung an die Geschehnisse, deren Zeuge ich wurde, in keiner Weise beeinträchtigt«, insistiere ich und versuche verzweifelt, mich an den letzten Rest meiner Glaubwürdigkeit zu klammern. »Ich habe gesehen, wie eine Frau verfolgt wurde, ich habe sie schreien hören, und dann wurde sie durch einen Pistolenschuss zum Schweigen gebracht. Wir müssen diesen Wald durchsuchen!«

»Ich verstehe«, sagt er, hält dann einen Moment inne und schnipst sich ein paar Staubflusen vom Hosenbein. Seine nächsten Worte sind ein behutsames Angebot, ebenso vorsichtig gewählt wie unterbreitet.

»Besteht die Möglichkeit, dass es sich bei den beiden Menschen, die du gesehen hast, vielleicht um ein Liebespaar handelte? Zwei Men-

schen, die im Wald irgendein Spiel gespielt haben? Das Geräusch war vielleicht das Knacken eines Astes, vielleicht ja sogar eine Startschusspistole.«

»Nein, nein, sie hat um Hilfe gerufen, sie hatte Angst«, entgegnete ich. Meine Aufregung reißt mich vom Sessel hoch, und ich werfe das nun schmutzige Handtuch auf die Erde.

»Natürlich, natürlich«, sagt er beruhigend und sieht mir dabei zu, wie ich verzweifelt hin und her laufe. »Ich glaube dir ja, alter Freund, aber die Polizei ist bei diesen Dingen immer sehr genau, und darüber hinaus gibt es nichts, was diese Leute mehr erfreut, als wenn es ihnen gelingt, Angehörige der besseren Gesellschaft dumm aussehen zu lassen.«

Ich starre ihn hilflos an und habe das Gefühl, in einem Meer von Allgemeinplätzen zu ertrinken.

»Der Mörder hat mir dies hier gegeben«, sage ich, als mir plötzlich der Kompass wieder einfällt. Ich ziehe ihn aus der Tasche. Er ist voller Schlamm, und ich muss ihn mit meinem Ärmel erst sauber wischen. »Da sind Buchstaben auf der Rückseite eingraviert«, sage ich und zeige mit einem zitternden Finger darauf.

Er betrachtet den Kompass mit zusammengekniffenen Augen und wendet ihn dann mit methodischer Zielstrebigkeit um.

»SB«, sagt er gedehnt und schaut zu mir hoch.

»Ja!«

»Sebastian Bell.« Er hält inne, als er meine Verwirrung bemerkt. »Das ist dein Name, Sebastian. Das hier sind deine Initialen. Das ist *dein* Kompass.«

Mein Mund öffnet und schließt sich wieder, ohne dass ich einen Ton von mir gegeben hätte.

»Ich muss ihn verloren haben«, sage ich schließlich. »Vielleicht hat ihn der Mörder ja aufgehoben.«

»Vielleicht«, nickt er.

Seine Liebenswürdigkeit nimmt mir vollkommen den Wind aus den Segeln. Er hält mich für halb wahnsinnig, für einen betrunkenen

Narren, der die Nacht im Wald verbracht hat und bei seiner Rückkehr irgendwelche Fantastereien brabbelt. Doch statt wütend darüber zu werden, bemitleidet er mich. Das ist das Schlimmste. Wut ist greifbar, sie hat ein gewisses Gewicht. Man kann mit den Fäusten darauf einschlagen. Doch Mitleid ist ein Nebel, in dem man sich nur verirren kann.

Ich lasse mich zurück in den Sessel fallen und vergrabe den Kopf in den Händen. Da draußen läuft ein Mörder frei herum, und mir will es nicht gelingen, mein Gegenüber von der drohenden Gefahr zu überzeugen.

Ein Mörder, der dir den Heimweg gewiesen hat?

»Ich weiß, was ich gesehen habe«, sage ich.

Du weißt nicht einmal, wer du bist.

»Natürlich tust du das«, sagt mein Gefährte. Er hat offenbar missverstanden, was ich hier eigentlich beteuern wollte.

Ich starre ins Leere. Das Einzige, woran ich denken kann, ist eine Frau namens Anna, die tot im Wald liegt.

»Hör zu. Du ruhst dich jetzt erst einmal aus«, sagt er und steht auf. »Ich höre mich mal im Haus um, ob irgendjemand vermisst wird. Vielleicht kommt dabei ja etwas heraus.«

Sein Tonfall ist versöhnlich, klingt jedoch gleichzeitig auch sehr nüchtern. Trotz der Güte und Freundlichkeit, die er mir erwiesen hat, kann ich mich nicht darauf verlassen, dass er bei den Zweifeln, die er ganz offensichtlich hegt, irgendetwas Sinnvolles zustande bringen wird. Wenn sich die Tür meines Zimmers erst einmal hinter ihm geschlossen hat, wird er allenfalls ein paar halbherzige Fragen an ein paar vereinzelte Mitglieder der Dienerschaft richten. Und derweil liegt Anna dort draußen im Wald, von allen im Stich gelassen.

»Ich habe gesehen, wie eine Frau ermordet wurde«, sage ich, während ich mich resigniert von meinem Stuhl erhebe. »Eine Frau, der ich hätte helfen müssen. Und wenn ich jeden Zentimeter dieses Waldes durchsuchen muss, um das zu beweisen, dann werde ich das eben tun.«

Er schaut mir einen Moment lang fest in die Augen, und ich kann erkennen, wie seine Skepsis angesichts meiner unumstößlichen Gewissheit ins Schwanken gerät.

»Wo würdest du anfangen?«, fragt er. »Es gibt dort draußen tausende Hektar Land. Deine Absichten mögen noch so ehrenvoll sein, aber du hast es ja schließlich kaum geschafft, die Treppe hinaufzusteigen. Wer auch immer diese Anna ist – sie ist bereits tot, und ihr Mörder ist geflohen. Gib mir eine Stunde Zeit. Ich stelle einen Suchtrupp zusammen und höre mich um. Irgendjemand in diesem Haus muss doch wissen, wer sie ist und welche Richtung sie eingeschlagen hat. Wir werden sie finden, das verspreche ich dir, aber wir müssen dabei mit Bedacht vorgehen.«

Er legt mir eine Hand auf die Schulter.

»Könntest du tun, worum ich dich gebeten habe? Nur eine Stunde, bitte.«

Ich habe so viele Einwände, dass ich fast daran ersticke, aber er hat recht. Ich muss mich ausruhen, muss wieder zu Kräften kommen, und ich mag mich wegen Annas Tod noch so schuldig fühlen, aber ich will auf keinen Fall allein in diesen Wald hinausstapfen. Es ist mir ja schon das erste Mal kaum gelungen, daraus zu entfliehen.

Ich füge mich in das Unvermeidliche und nicke kleinlaut.

»Danke, Sebastian«, sagt er. »Man hat ein Bad für dich eingelassen. Warum wäschst du dich nicht erst einmal, und ich schicke derweil nach dem Arzt und bitte meinen Kammerdiener, ein paar Kleider für dich zurechtzulegen. Ruh dich ein bisschen aus, und dann treffen wir uns zur Mittagszeit im Salon.«

Ich hätte ihm eigentlich alle möglichen Fragen zu diesem Haus stellen sollen, bevor er das Zimmer verlässt, und dazu, weshalb ich mich eigentlich hier aufhalte, aber ich bin viel zu ungeduldig und möchte, dass er so bald wie möglich mit seiner Befragung beginnt, damit wir die Suche nach Anna aufnehmen können. Doch es gibt eine Sache, die mir jetzt wichtig erscheint. Er hat die Tür bereits geöffnet, als ich die richtigen Worte finde.

»Habe ich hier im Haus Familie?«, frage ich. »Gibt es irgendjemanden hier, der sich vielleicht Sorgen um mich gemacht hat?«

Er wirft mir über die Schulter einen Blick zu und wählt – offenbar aus Mitgefühl – seine nächsten Worte sehr behutsam.

»Du bist Junggeselle, alter Freund. Und du hast keine nennenswerte Familie, außer einer schrulligen alten Tante irgendwo da draußen, die dir jederzeit den Geldhahn zudrehen kann. Du hast natürlich Freunde, zu denen auch ich zähle, aber wer auch immer diese Anna ist, du hast sie jedenfalls mir gegenüber noch nie erwähnt. Um ehrlich zu sein, habe ich dich bis zum heutigen Tag nicht einmal ihren Namen sagen hören.«

Mit einem verlegenen Schulterzucken kehrt er mir und meiner Enttäuschung den Rücken zu, verschwindet in den kalten Flur hinaus und schließt die Tür hinter sich, sodass das Feuer unstedt aufflackert.